

Ich weiß nichts

Im Pantschāyat wurde ein Urteil gefällt. Vēlappan war nicht schuldig.

Abhirāmī schrie mit lauter Stimme. Vor den Mitgliedern des Pantschāyat, vor den Dorfältesten, vor den Dorfbewohnern – vor allen zeigte sie auf Vēlappan und klagte ihn mit feurigen Augen an.

„Er war es! Er ist es!“

Sie befragten sie auf jede Art und Weise.

Kann sie das mit Sicherheit sagen?

Hat sie ihn vielleicht in einem Zustand geistiger Verwirrung verwechselt?

Sie sagt, er habe sie mit Gewalt genommen. Ist das wahr?

Falls es wahr ist, dämmerte zu dem Zeitpunkt möglicherweise gerade der Abend? Konnte sie ihn vielleicht deshalb nicht richtig erkennen?

Jedes Beben und Zittern, das Abhirāmīs Körper heimsuchte, wies auf ihn.

„Er war es! Er ist es!“

Ist sie die einzige, die ihn identifizieren kann? Fünfzehn andere Leute, wie sie selbst Angehörige unterer Kasten, die zu jenem Zeitpunkt mit ihr auf dem Feld arbeiteten, könnten ihn doch auch identifizieren. Doch keiner sagte etwas.

An jenem Tag geschah es, dass vom Haus des Reismühlenbesitzers zwei Männer mit dicken Knüppeln in ihren Händen zum Feld kamen und geradewegs auf sie zuzogen.

„Bist du gestern zum Haus des Periya-Mudalāli gegangen, um dort seinen Enkel zu hüten?“

Abhirāmī, die gerade Setzlinge einpflanzte, richtete sich auf, wischte sich ihre Haare aus dem Gesicht und blickte sie an: „Ja, und ...?“

„Die goldene Kette, die das Kind um den Hals trug, ist verschwunden, heißt es.“

„Was? Eine Kette?“

„Man verdächtigt dich. Die Frau des Tschinna-Mudalāli hat uns befohlen, dich augenblicklich ins Haus zu bringen. Man will dich darüber befragen.“

„Was ist denn das für eine Anschuldigung? Das Kind trug doch überhaupt keine Kette um den Hals! Seid ihr nur hierher gekommen, um Unruhe zu stiften?“

„Komm' und sag' dort alles! Die Frau des Tschinna-Mudalāli hat es so angeordnet.“

„Die Frau des Tschinna-Mudalāli würde niemals so etwas gesagt haben. ‚Mein Hausmädchen fühlt sich nicht wohl. Sag' deshalb Abhirāmī, sie soll für eine Weile die Feldarbeit unterbrechen, hierher kommen und nach dem Kind schauen.‘ Darauf schickte sie jemanden mit dieser Nachricht hierher, und ich bin hingegangen. Sie weiß, dass ich ehrlich bin. Zudem trug das Kind keinerlei Schmuck. Geht und kümmert euch um eure Arbeit!“

Abhirāmī bückte sich und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

Die Frau des Tschinna-Mudalāli wusste, dass Abhirāmī ehrlich war.

Kaum war Abhirāmī wieder gegangen, da nahm das Unheil seinen Lauf – weil die Frau des Tschinna-Mudalāli gesehen hatte, wie schön sie war.

Vēlappan, der den beiden Männern gefolgt war, packte sie an den Haaren und riss sie hoch.

„Du kleine Diebin! Was schwatzt du da? Du weigerst dich, zu kommen, wenn man nach dir schickt? Dann wirst du also nur kommen, wenn wir dich zum Haus hinzerren?“

Während sie laut protestierte und schrie, packte Vēlappan sie bei den Händen und zerrte sie mit sich.

Seine Machtstellung sowie der Respekt, den sie vor der Stärke der beiden Männer hatten, die mit ihm gekommen waren, ließ die dort arbeitenden fünfzehn Männer und Frauen für einige Zeit erstarren. Während sie voller Angst, einem Zustand, den sie gewohnt waren, mit den Grasbündeln und Sicheln als leere Last in den Händen, verwirrt dastanden, verließen die drei Männer mit Abhirāmī das Feld.

Am folgenden Tag hallte Abhirāmīs Klage durch das ganze Dorf. Sie verschleierte keineswegs, was ihr widerfahren war. Sie zog sich nicht vor lauter Scham zurück. Sie nahm sich auch nicht das Leben, indem sie sich in einen Teich stürzte. Obwohl sie zitterte vor Schmerz, Erniedrigung und Wut, stand sie aufrecht da, blickte Vēlappan ins Gesicht, zeigte mit dem Finger auf ihn und klagte ihn an mit den Worten: „Er ist es, der mich missbraucht hat!“

Es gab keinen anderen Weg, als schließlich den Pantschāyat einzuberufen.

Vier Tage zuvor traf Vēlappans Vater, der Reismühlenbesitzer, den Dorfvorsteher, der den Vorsitz im Pantschāyat hatte. Nachdem er ihn behutsam daran erinnert hatte, dass sie beide dieselben Vorfahren hatten, unterhielten sie sich eine Weile freundschaftlich und trennten sich dann wieder.

Einer seiner Verwandten rief nun nach den fünfzehn Leuten, die an jenem Tag mit Abhirāmī auf dem Feld waren, und übermittelte ihnen eine Nachricht. Der Kern der Nachricht war wie folgt: Würden sie zum Zeitpunkt der Befragung als Zeugen gegen Vēlappan aussagen, so würde die Frauen der fünfzehn Leute sowie die Ehefrauen der Männer der fünfzehn Leute dasselbe Schicksal ereilen wie Abhirāmī.

Der Pantschāyat trat zusammen und befragte Vēlappan.

„Ich bin unschuldig“, sagte er.

„Er ist schuldig“, sagte Abhirāmī.

Vēlappan hatte politische Ambitionen.

„An dem Tag, als sich das ereignet haben soll, war er gar nicht im Dorf, sondern wegen parteilicher Angelegenheiten nach Chennai gefahren“, bezeugten sein Vater und seine Leute.

Jeder der fünfzehn Leute, die als Zeugen für Abhirāmī geladen waren, antworteten auf die Frage: „Was ist geschehen?“ – „Ich weiß es nicht!“

Schließlich gab der Dorfvorsteher das Urteil bekannt:

„Im Allgemeinen liegt bei den meisten Vergewaltigungsfällen die Schuld nicht bei den Männern. Sie gehen nicht von sich aus auf die Frauen zu. Es sind die Frauen, die durch ihre Gangart, ihre Kleidung und ihr Verhalten die Männer zu einer Vergewaltigung anregen.

Doch selbst das ist in diesem Fall hier nicht geschehen. Es ist bewiesen worden, dass Abhirāmīs Klage jeder Basis entbehrt. Sie vermochte noch nicht einmal einen Zeugen beizubringen, der Vēlappans Schuld hätte bestätigen können. Die Zeugenaussagen sprechen alle eindeutig für Vēlappans Unschuld.

Vēlappan ist jung, entstammt einer namhaften Familie und ist Anhänger der Regierungspartei. Er kann mithin kein Verbrechen begangen haben. Dennoch hat ihn Abhirāmī wiederholt beschuldigt, sie vergewaltigt zu haben. Dafür, dass das nicht wahr sein kann, gibt es einen Grund, der aussagekräftiger ist als alles und jeden Zweifel aus dem Weg räumt: Vēlappan gehört einer hohen Kaste an. Hätte er Abhirāmī, die einer unteren Kaste angehört, überhaupt

berühren und vergewaltigen können? Kann sich so etwas zutragen? Keinesfalls! Deshalb hat dieser Panchāyat entschieden, dass Vēlappan unschuldig ist.“

Ein Monat verging.

Vēlappan fuhr mit vier Lastwagen voller Anhänger zu einer Großkundgebung der Partei nach Chennai. Nachdem Vēlappan dort vom Bezirkssekretär ein Lob erhalten hatte, kehrte er, um sich ein wenig auszuruhen, froh und glücklich ins Dorf zurück, davon träumend, bei der nächsten Wahl zu kandidieren.

Am nächsten Morgen lag unter einem Tamarindenbaum, der am Ortsausgang stand, Vēlappans blutüberströmte Leiche. Auf seinem Körper klafften fünfzehn Sichelwunden.

Vēlappans Vater war außer sich vor Wut. Aus Schmerz über den Verlust seines Sohnes drohte er, das ganze Dorf in Brand zu setzen und niederzubrennen.

Die Polizei kam und nahm Ermittlungen auf. Doch obwohl sie jeden Dorfbewohner über diesen Mord befragten, erhielten sie stets die eine Antwort: „Ich weiß nichts.“

„Wie kann ein Mord geschehen, ohne dass irgendjemand irgendetwas darüber weiß?“, brüllte der Polizeiinspektor.

„Ich weiß nichts.“

„Sagt schon, was sich zugetragen hat!“

„Ich weiß nichts!“

„Ich weiß nichts!“

„Ich weiß nichts!“

„Das ist kein natürlicher Tod. Auf der Leiche sind so viele Sichelwunden. Im Dorf gibt es kein einziges Haus ohne eine Sichel. Habt ihr wenigstens eine Idee, wer das getan haben könnte?“

Da sagte eine Frau aus der Gruppe der fünfzehn Männer und Frauen, die in der ihm gegenüber wartenden Menschenmenge stand, arglos: „Ich hab’ eine Vermutung!“

„Was für eine?“

„Da ist doch dieser Tamarindenbaum, nicht? Darin lebt ein Dämon. Wir nennen ihn ‚Sicheldämon‘. Gestern Nacht muss er offenbar den Tschinna-Mudalāli angegriffen haben. Wenn er angreift, dann sind auf dem Körper genau solche Sichelspuren zu sehen.“

Während sie das sagte, blickte sie dem Inspektor ruhig in die Augen. Auch die anderen vierzehn Männer und Frauen, die neben ihr standen, schauten den Inspektor ruhig und aufmerksam an.

Und die große Menschenmenge, die hinter ihnen stand, schaute den Inspektor ebenfalls, ohne mit der Wimper zu zucken, ganz ruhig an.

Da bohrte sich in den Bauch des Inspektors eine kalte Furcht.

Seiner vorgesetzten Dienststelle schickte er den nachstehenden Bericht:

„Die einfachen Leute in diesem Dorf glauben, dass der Tamarindenbaumdämon diesen Mord verübt hat. Jedenfalls wissen sie rein gar nichts darüber. Meiner Vermutung nach wird wohl irgendjemand, der der Gegenpartei angehört, von irgendeinem benachbarten Dorf hierher gekommen sein. Aus Hass und weil er es nicht ertragen konnte, mitzuerleben, wie die Regierungspartei immer mehr an Einfluss gewann, könnte er diesen Mord begangen haben.“

